

Ditha Brickwell

Ein Museum der verschwundenen Augenblicke

Notizen zu einer lebenslangen Begegnung mit Rudolf Schönwald

Von Freunden erzählen ist schwer, über Freunde schreiben unmöglich. Was immer es ist – siedelt es nah genug an der Wahrheit? Wird es verstanden, geschätzt? Zieht die Nachricht hinaus und kommt reich an Antworten zurück? Die Erfahrung sagt, ganz und gar nicht. Wer den Freund anschaut, um ihn zu beschreiben, dem fällt das Monokel der Objektivität sofort herunter. Und er schaut auf den Freund wie in einen Spiegel – mit aufrechter angestrebter Haltung – und spiegelt sich selber darin. Denn so wie ein Gedanke aus vielen unterbewussten Notierungen herausspringt, so bricht die Erzählung aus einem dichten Wuchs von Begegnungsbildern hervor, die unterhalb des Bewusstseins wesen, sich verändern... und wird damit ein Bildnis des Freundes erzeugt – so trifft es nicht auf Zustimmung, es schlägt quer durch das Selbstverständnis des Freundes – verletzt – verschiebt – das Selbstbild des Empfängers und spielt sich zurück auf den Erzähler, die Erzählerin oder es verdirbt die Erzähllust oder beschämt durch Lob, das lähmt... Und erst recht der angehäuften Schatz der Erinnerungen! Mit geteilten Erlebnissen ist es so: auch sie geraten unter die Oberfläche des Bewusstseins, dort leben sie fort mit vielem anderen Lebenszeug, werden sodann hervorgeholt und aufgeputzt und schick gemacht – Erinnerungspuppen – uns lieb wie Kinder – aber der andere, der Freund? Er will das gleiche Kind – es ist seines, doch will er es so nicht, er will es anders haben... Und mit der Zeit verwandeln und vereinfachen sich unsere Erinnerungskinder, die einen verblassen, die anderen tänzeln immer wieder... und stehen sich gegenüber, deine und meine Kinder und sind sich fern und fremd, und irgendwann verfallen sie.

Also werde ich über Rudi – den ich so lange – und über ein ganzes Leben wunderbar verteilt – kenne – nicht schreiben – nicht über den jungen Rudi, im absolutistischen Himmel der Wiener Bohème der späten fünfziger und frühen sechziger Jahre. Dort war er ein Fixstern. Alle begegneten ihm, die da im Café Hawelka saßen – und über die Welt der Schrecken und den Himmel über

Jerusalem diskutierten oder von Monsignore Mauer in die Galerie Nächst St. Stephan vor neue Abstraktionen geführt wurden oder bei Fatty George am Petersplatz der Piccoloflöte des Friedrich Gulda lauschten (sehr spät in der Nacht)... Ich werde nicht über den Maler und Grafiker Rudolf Schönwald schreiben, der in späteren Jahren meinte, er hätte ein Maler nicht werden sollen, das Theater habe auf ihn gewartet – doch vergebens. (Wir wissen, dass er bei Herbert Wochinz unter anderen am Theater am Fleischmarkt als Beleuchter, Aushelfer, Betrachter des Bühnenlebens gewirkt hat, dass er bei Jochen Klicker einem Brechtstück mehr Wirkung verschafft hat, dass er, viel später, eine Wunderwelt von Theaterkostümen geschaffen hat – mehr von seinem Talent gönnte er dem Theater nicht). Aber man hat ja immer, sagt er, in den Tagen des Versteckens und Davonlaufens in Budapest – wenn ein Moment der Ruhe war – ihn, das Kind, mit Buntstiften versorgt, ihn zeichnen geheißen – Rudi-Kind, du bist ja so begabt. Also Zeichnen als Überlebenskunst. Aber er hätte es nicht werden sollen, meint er, während wir uns über seine Holzschnitte und Gravuren freuen, über den bösen haarigen Strich, mit dem die Monster daherkommen, wiederauferstanden, neu belebt, Gargantua oder Goks oder der österreichische Lehrer mit Gamsbarthut – und der Ubu König mit einer Spirale auf dem blasigen, rissigen Holzschnitt-Bauch, in der die Geschichten zappeln und tänzeln, so, dass die bei uns wohnenden Kinder die Tiefenlagen begreifen und die hintergründigen Geschichten immer wieder erzählt haben wollen. Ich schreibe nicht über den Grafiker, der mit Dreibein und Zeichenblock und Bleistiftschachtel (aus Holz mit Schiebedeckel) unterwegs, die verfallende Industrie der Wallonie – im Schwarzen Land – entdeckte (obwohl ich am Anfang dabei war, mitging, für ihn Einstiege in die verlassenen Gelände fand) – wie er geduldig Stunden im stillen Hitzeflimmern halb abgetragene Stahlwerke zeichnete oder aufgelassene Kohlebergwerke (besonders gerne Beine und Hüte der Fördertürme) und unter dem Gestänge stillgefallener Hochöfen den großen Skeletten, unerwarteten Öffnungen, seltsamen Windungen hinterher schaute und ausgewählte Aufrisse auf Papier setzte – mit Bleistift – später mit Kohlestift – bis der markante scharfe Strich da war, den er haben wollte. Es waren diese ungeheuren Räume, die Gespinste von Trägern und Rahmen und Röhren und Gittern, die Abgrundtiefe und verwegenes Aufschauen herbeizauberten – es war das Schweigen nach dem Untergang der Geschäftigkeit und den Klängen und

Knirschen und Schreien einer schwarzen Industrie... die ihn festhielten für Stunden – und was er zeichnete, war der Augenblick, der Zufallszustand zwischen Verfall und Abriss, „der Augenblick gehört uns, seinen Entdeckern“, sagten wir. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, dass die Hochöfen und Kokereien in der Wallonie, so er sie zeichnete, binnen Jahresfrist abgerissen wurden, verschwanden – und deshalb luden wir ihn nach West-Berlin ein, und ich vermittelte ihn an die Gasag, die Berliner Gasanstalt, sodass er, von einem hübschen Assistentenmädchen bewacht (weil Vorschrift) auf dem schmalen Gitterumgang eines Tanks balancierte, um die Fieberkurve der Berliner Mauer im Kreuzberger Straßennetz zu zeichnen... Und sie fiel, die Mauer, binnen Jahresfrist...

Aber darüber muss ich schreiben: über die Erzählkunst des Rudolf Schönwald – denn sie hat ihren Widerschein im Kopf aller, die ihn persönlich kennen, es ist uns so lichtbringend, weil einleuchtend, wenn er erzählt: Wie die unschuldigen Sängerknaben mit hellen Stimmen singen (My bonnie is over the ocean) und die amerikanischen Panzer – Salzburg 1945 besetzend – achtlos an der kleinen Schar vorbeidonnern... dann ist das Versagen der Weltkulturgewissheit Österreichs angesichts der Weltgeschichte ein für alle Mal und gleich zu Beginn der neuen Zeit bloßgestellt. Und wenn so eine Panzerkanone dem Kanonier entkommt und sich dreht und dreht und nur wenige Zentimeter vor den schreckstarren Würstelbuden-Stehern anhält... dann ist in einem Bild der beginnende Frieden dargestellt, im Zusammenstoß mit dem Kriegsspielzeug-der-Männer-lächerlich!

Rudi verwendet Geschichten von Freunden und eigenerlebte, um sie zu drehen und zu wenden, sodass in der ironischen Kippung die tiefe Bedeutung sich aufschlägt – das intime Innenleben der Wahrheit – das solche Ereignisse haben... Oder wenn der alte BMW-Motorradheld redet und redet, über seine Maschine und über seine früheren Rennen, und seine Frau im Beiwagerl greinend sitzt (foa ma endlich ham) und der Rennfahrer die Plastikhaube plötzlich über sie stülpt wie einen Glassturz, sodass sie mit großen Augen darunter verstummt, dann ist abschließend der Wahrheitsflöz des Geschlechterverhältnisses in Österreich aufgegraben – wie er bis heute noch da ist... Die Pointe – der Umschlag der Geschichte vom Alltäglichen ins

Dämonische, vom Gefährlichen ins Lächerliche, vom Lächerlichen zur Weisheit – sie kommt in seiner Erzählung genau – im rechten Moment... Wie ein geübter Bergsteiger den Fuß auf die ausgesetzte Stelle des Steiges setzt – so sicher – und doch mutig alle Sicherheit verlassend – im Griff nach dem herausragenden Augenblick – ja, so erleben wir die Wendungen seiner Geschichten – und die Zuhörer, Wegbegleiter, Freundinnen ahnen den Abgrund, purzeln (unversehens) mit den Worten ins Absurde und befreien sich durch Lachen...

Seine Figuren treten heraus – und wie auf dem Papier Gargantua und Ubu – erhalten sie monströse Bäuche, Würstelfingerchen und Tatzelfüßchen... Wenn sich ein altes Winzerehepaar in Stammersdorf nach guter Ernte über sein Flaschenreservoir beugt, und aus der Weinpresse schlappt es immer weiter – der Segen der Erde quillt über, keine Flaschen mehr da, sie verzweifelt keifend vor dem Überfluss – so erklärt sich die Ökonomie des Nachkriegsösterreichs, wie sie anhält bis heute. Ebenso werden in den jüdischen Geschichten, die er uns überliefert, Dialektik, Ökonomie und das jüdische Reden mit Gott auf den Begriff gehoben (Gott der Herr braucht deine Gebete nicht, aber er freut sich darüber), und sie bebildern die Fähigkeiten des Volkes zur Empathie – wenn es dem größten jüdischen Seiltänzer auf einem Seil 20 m über dem Pruth nach langer, prunkvoller, Erwartungen anspannender Vorbereitung zubilligt, dass er nicht zur lebensgefährlichen Probe antreten muss... Nein, das Volk verzichtet mit Freude im letzten Augenblick vor dem Beginn eines Dramas. Ob fremde Geschichten oder selbst erlebte... (die vom Erwerb seines Führerscheins fällt mir ein, sie erklärt abschließend den kulturellen Riss zwischen Stadt und Land, wenn Fahrschullehrer und Schüler zur einzigen Ampel des Dorfes fahren, um Rotphasen zu üben und später, wenn der Stadtpolizist dem Rudi nach falscher Einfahrt in die Einbahn den Führerschein zurückgibt, aus tiefem Verständnis für einen, der aus Jennersdorf kommt).... Immer landen wir in der Erzählung genau auf dem vorgesehenen Punkt, von wo aus die Einsicht sich entfaltet... Musikalisch sind die Erzählung, die Spannung der Annäherung und deren Ritardandos (warte! gleich kommt das Unerwartete!), sie geben uns moments musicaux, die davonfliegen und uns flüchtige Impressionen, durchleuchtet von den Reflexen unseres Lachens, in

den Hirnen hinterlassen. Aber wehe, eine von uns macht sich Notizen zwecks Konservierung! Das wird rigoros untersagt. Nacherzählung ist verboten. Denn es ist sein Gesamtkunstwerk – die Bewegung der Bilder, die Melodie der Stimme und die unerwartete Auflösung der Geschichte erschaffen es im Verbund. Dieses unsichtbare, nirgendwo ernsthaft dokumentierte, aber von uns allen, die ihn persönlich kennen, mitgelebte Museum der seltsamen Geschöpfe – naiv oder weise, immer überrascht vom Leben in der Welt... Dieses Universum west in unserem Gedächtnis stetig leise schwindend, flüchtig – bis wir das Glück haben, dass er uns eine Geschichte noch einmal erzählt – getreu gleich wie beim ersten Mal – wieder auferstanden zur zärtlichen Wiedersehensfreude.